

11. Das Museum als »adda«-Ort: Lieblingstreffpunkt zum Picknicken, zur gemeinschaftlichen Entspannung, und dafür, (freie) Zeit zu verbringen

Das folgende Kapitel stellt das Museum als »adda«¹ vor, d.h. als einen Ort, an dem man gemeinsam mit Freunden oder Familie Zeit verbringt, sich entspannt und regeneriert. Beim Museum als »adda« steht, ähnlich wie bei der Nutzung als Dating-Ort, weniger das Thema oder die Qualität der Ausstellung im Vordergrund des Besucher*inneninteresses als vielmehr der Ort selbst: das Ambiente, die Atmosphäre und die Möglichkeit, sich hier wohlfühlen. Es geht um das Freizeit- und Erholungspotential des Museums, als Gegenmodell zum Alltag. In dieser Nutzung des Museums spielt das gemeinsame Essen eine wichtige Rolle. Die Besucher*innen der hier untersuchten Gruppe konsumieren im Museum im Familien- oder Gruppenverband Speisen, die sie zu Hause zubereitet und von dort mitgebracht haben, sie verbringen gemeinsam ihre Mittagspause oder entspannen sich gemeinschaftlich mit ihren Freund*innen. Das Kapitel wird zeigen, dass das Tribal Museum, indem es das Mitbringen und den Verzehr von hausgemachtem Essen toleriert und damit eine Picknick-Situation erlaubt, vor allem lokale² Besucher*innen anzieht. Es findet eine Neuinterpretation einer herkömmlichen sozialen Praxis unter den Bedingungen und im Rahmen des Museums statt. Das Museum als Ort einer multifunktionalen Nutzung, bei der Entspannung und Ablenkung vom Alltag sowie gemeinsames Essen eine Rolle spielen, erfüllt in dieser Hinsicht eine ähnliche Funktion wie traditionelle und vertraute Elemente der einheimischen Kultur, z.B. Tempel.

Die Architektin Revathi Kamath antwortet auf die Frage, wie die Besucher*innen ihr Museum idealerweise nutzen sollten:

-
- 1 Die Ausgabe des Samsad Bengali-English Dictionary von 1968 definiert »adda« (ursprünglich ein bengalisches Wort) als: »*a dwelling-place, a haunt, a (fixed or permanent) meeting-place, a rendezvous; a place or institution for practising anything, a club, a company of idle talkers, their meeting-place or talk, a place for assemblage*«, zitiert in Chakrabarty 1999: 121).
 - 2 Mit »lokal« werden Besucher*innen, die in Bhopal oder im Einzugsgebiet der Stadt wohnen bezeichnet.

»Als ich das Museum entworfen habe, das Gebäude, da stellte ich mir als Museumsbesucher*innen die Einwohner*innen von Bhopal vor: Youngsters, Schulkinder, Familien, die Senioren... Ich stellte mir vor, sie werden eine Art Dialog mit dem Museum haben und sie werden das Museum zu ihren »adda« machen. Weißt Du was »adda« ist? »Adda« ist ein Ort zur gemeinschaftlichen Entspannung [hang out] und um Zeit zu verbringen.«³

Bei dieser Nutzungsweise geht es nicht primär um den Besuch der Ausstellungen. Der »adda«-Besucher*innen verbringt mehr Zeit im Museum, als zur Besichtigung nötig wäre, und er verbringt sie anders. Der Historiker Chakrabarty⁴ übersetzt »adda« als: »a place for careless talk with boon companions« or »the chat of intimate friends« (Chakrabarty 1999: 110). Die Architektin betont in ihrer Definition mehr den physischen Ort, während Chakrabarty eher die soziale Praxis hervorhebt, die mit dem Platz verbunden ist. Die bengalische Autorin Janeja folgt Chakrabartys Definition von »adda« als sozialer Praxis, hebt aber die Beziehung auf und betont die Abhängigkeit von einem Ort: »So it [»adda«] implies a »fixed place« rather than a transition or journey [...] This finitude and rootedness in a place contrasts with the open-ended character of adda« (Janeja 2010: 121). Nach allen Charakterisierungen geht es beim »adda« darum, in Gemeinschaft angenehm Zeit zu verbringen.

Kamath sieht in der Tatsache, dass das Museum als »adda« genutzt wird, nichts Kompromittierendes und keinen Gegensatz zum Kulturgenuß. Ein »Dialog«, d.h. eine Beschäftigung oder Auseinandersetzung mit dem Museum, ist aus ihrer Sicht auch ausgehend von dieser Nutzungsmotivation möglich. Das Bedürfnis »abzuhängen« verbindet sich für sie auch nicht ausschließlich mit einer bestimmten Altersgruppe (etwa der Jugend) und deren Lebensstil. Das Museum soll in ihrer Vorstellung vielmehr ein »adda«-Ort für alle Einwohner*innen von Bhopal sein.

Teil der Nutzung des Tribal Museums als »adda« ist das gemeinsame Essen, oft in Form eines Picknicks. Picknicken heißt in diesem Kapitel: der gemeinsame Verzehr von mitgebrachten Speisen auf dem Gelände des Museums. Dies kann kombiniert sein mit einem Gang durch die Ausstellung, aber es kann auch unabhängig davon stattfinden; in jedem Fall ist für die Picknicker*innen das Picknick die primäre Motivation für den Museumsbesuch. Für das gemeinsame Zeitverbringen und Picknicken wird (wie auch für das Dating) vor allem die untere Etage des Museums genutzt. Sie steht durch ihre freie bauliche Struktur in ungezwungener Verbindung zum grünen Außenraum. Besonders beliebt für das Picknick sind die etwa einen Meter breiten Mauersimse des Gebäudes, die den Übergang vom Bau zum Dschungel des Außenbereichs oder der Wasserstelle darstellen und damit »fast in der Na-

3 Interview 15.10.2015 in Delhi auf Englisch.

4 Bei der Übersetzung bezieht sich Chakrabarty auf den Bengalischen Linguisten Sunitikumar Chattopadhyay.

tur« liegen. Die Picknicker*innen genießen einen unverstellten Ausblick ins Grüne, ohne dabei die Nachteile eines schmutzigen Untergrunds, der vielen und vielgestaltigen Insekten oder der Belästigung durch streunende Hunde in Kauf nehmen zu müssen. Ein weiterer beliebter Ort zum gemeinsamen Zeitverbringen oder Picknicken ist die Kantine selbst. Gleich neben der Kantine gibt es ein Wasserbecken, an dem man sich die Hände waschen kann, außerdem einen Behälter, dem sich kostenlos Trinkwasser entnehmen lässt.⁵ Es ist ohne Einschränkungen durch die Pächter⁶ möglich, in der Kantine zu picknicken, solange man sich z.B. einen Tee oder eine Tüte Chips aus dem Kantinenangebot dazukauf. Das Picknicken ist also nicht nur auf den Außenbereich beschränkt, und es bedeutet auch nicht, dass man dabei in jedem Fall auf dem Boden sitzen muss. Diese Nutzungsform wird zusätzlich dadurch unterstützt, dass architektonisch ein fließender Übergang zwischen der Museumscafeteria und dem allgemeinen Museumsraum besteht, es gibt keine Eingangstür oder sonstige Abgrenzung, mit der die Cafeteria von einer anderen Museumszone unterschieden wird. Die Speisen werden meist in »tiffin boxes« mitgebracht; die Etagen der »tiffin box« enthalten dabei die verschiedenen einzelnen Gänge des Essens.

11.1. »Adda« und Essen im Museum: Literaturdiskussion und Kontextualisierung

Die Literatur, die sich mit dem Essen im Museum beschäftigt, ist überschaubar (Levent, Mihalache 2016; Mihalache 2016, 2017). Sie konzentriert sich oft aus einer ökonomischen Perspektive vor allem auf den separierten, in seiner Funktion klar definierten Raum des Museumsrestaurants oder –cafés. Den Grund dafür sieht Mihalache im »Mythos«, dass das Museum der Kunst, Wissenschaft und Geschichte diene und dass alle anderen Aktivitäten kaum relevant seien (Mihalache 2017: 287). Das Museum wird in dieser Lesart nicht in den Zusammenhang von Freizeit und Regeneration gestellt, sondern auf eine im engen Sinne künstlerisch-kulturelle Sphäre beschränkt. Dagegen begreift Mihalache das Museumsrestaurant als einen Ort, der nicht als reine Service-Station oder Einnahmequelle zu verstehen sei, sondern Freiheiten für soziale Praktiken und Aktivitäten schaffe, die eine stärkere soziale Verankerung des Museums erlaubten (Mihalache 2017). Damit werde die Rolle von Museen als »producers of cultures, with an active role in political, social, and cultural networks which inform their practices« in der Stadt gestärkt (Mihalache 2016).

Die Funktion von indischen Museen für Freizeit und Regeneration wird in der Literatur durchaus reflektiert. So sehen Appadurai und Breckenridge indische Mu-

5 Leitungswasser ist in Indien kein Trinkwasser.

6 Die Pächter sind Adivasi.

seen »as parts of a larger cosmopolitan world of leisure, recreation and self-education for wide sectors of the Indian population« (Appadurai, Breckenridge 2015: 178) und verorten sie damit im Freizeit- und Bildungskosmos. Baxi und Dwivedi weisen darauf hin, dass es für Orte mit einer multifunktionalen Nutzung, in deren Rahmen besonders Entspannung und Ablenkung vom Alltag eine Rolle spielen, traditionelle Vorbilder in der indischen Kultur gibt. Ausgehend von der Perspektive der Besucher*innen, stellen sie in diesem Zusammenhang eine aufschlussreiche Parallele zwischen Tempel und Museum her und lassen sie in einen Appell münden:

»What is important is that our people, who are experiencing new things in every field [...], should be relieved of tension, and provided healthy diversions. In this aspect of life, museums in India can play a very important role. In olden days the temples were the main centres of activities for the whole community, let that role now be played by our museums« (Baxi, Dwivedi 1973: 116).

Das Museum erscheint hier als Alternative zum stressigen Alltag; in seiner Entlastungs- und Vergemeinschaftungsfunktion soll es Aufgaben übernehmen, die traditionellerweise vom religiösen Kult- und Versammlungsort wahrgenommen werden. In einen Tempel kommen manche Besucher*innen zum Beten, für andere (oder auch für dieselben bei anderer Gelegenheit und in einer anderen Rolle) ist der Tempel ein Nachbarschaftszentrum, wo man Zeit verbringt, miteinander redet, seinen Mittagsschlaf hält oder isst. In jedem Fall jedoch ist das Verhalten maßvoll und selbstbeherrscht; es wird nicht ausgespuckt, Tabak gekaut oder geraucht. In der Funktion des Tempels als Ort von Entspannung und Freizeitgestaltung spielt das gemeinsame Essen der Besucher*innen eine wichtige Rolle. Das Essen im Tempel ist nicht allein auf die karitative Speisung von Armen, Bedürftigen oder Pilgern beschränkt, sondern ist Teil eines Gemeinschaftserlebnisses der Gläubigen und damit ein integraler Bestandteil des Besuchs und ein wesentlicher Beitrag zu seiner sozialen und emotionalen Attraktivität. (In seinem Aufsatz über das Essen als semiotisches System verweist Appadurai auf die besondere gefühlsmäßige Qualität, die dem Verzehr von Speisen und den begleitenden Arrangements zu eigen ist: »The second [der erste ist die Vergänglichkeit] fundamental fact about food, although this is much less understood, is its capacity to mobilize strong emotions.« (Appadurai 1981: 494)) Das Essen kann dabei je nach den lokalen Gegebenheiten und Regelungen entweder von der Tempelküche gemeinschaftlich bereitgestellt oder von den Gläubigen individuell mitgebracht werden. In der sozialen Praxis des Essens berührt sich das Museumserlebnis besonders nah mit dem Besuch eines Tempels oder einer religiösen Festlichkeit.

Für das Verständnis des Tribal Museums als »adda«-Ort ist die Rolle des Essens besonders interessant. Janeja sieht das Essen zunächst als Voraussetzung für das »adda« als soziale Praxis: »There can hardly be an adda without normal food« (Janeja 2010: 121). Die Autorin führt dabei den Begriff der »normalen Speisen« ein, d.h. alltägli-

cher Speisen im Gegensatz zu festlichen und besonderen. Die »normalen Speisen« spielen in ihren Augen eine entscheidende Rolle für die Schaffung einer Beziehung zur Lokalität wie zur sozialen Praxis: »*Normal food, with its layered subjectivities and multiple modes of agency [...] brings forth a particular configuration of relationship between persons, things, and places, a specific form of sociality, adda, which congeals*« (Janeja 2010: 125). Für Janeja werden die durch das »normale« Essen »mobilisierten« (Appadurai) Emotionen auch auf das Verhältnis zum Ort übertragen.

Im Tribal Museum kommt noch ein Aspekt hinzu. Die Besucher*innen aus Bhopal und direkter Umgebung bringen ihr eigenes, selbstgekochtes Essen mit. Es werden kaum Speisen aus der Kantine gekauft (auch wegen des beschränkten Angebots). Gerichte werden in der *tiffin box* transportiert, also in derselben Form, in der Hausmannskost zur Mittagspause ins Büro gebracht wird. Auch damit veralltäglichen die Besucher*innen das Museum und integrieren es in ihre Lebensnormalität. Sie eignen sich das Museum an. Demgegenüber steht die Qualität des Besonderen, des gerade Nicht-Alltäglichen, die der Ort, die Institution Museum und der Besuch dort für andere Besucher*innen besitzen, vor allem für jene, die eigens angereist sind. Die unterschiedlichen »Lesarten« des Museumsraums, als alltäglich bzw. als besonders, bestehen nebeneinander.

Das Picknicken gehört in Indien zu den traditionellen Freizeitvergnügen der Mittelschicht, wie etwa auch der Besuch bei Verwandten oder die Teilnahme an religiösen Festen. Diese Praktiken werden oft kombiniert. So sieht etwa der Besucher*innen der jährlichen »Durga Puja« in Delhis Stadtteil CR Park, bei der der Göttin Durga gehuldigt wird, neben den Respektsbezeugungen und Opferdarbringungen vor den Idolen auch viele Picknick-Gruppen auf den Grünflächen vor den Festzelten, die das Ereignis mit mitgebrachtem Essen gemeinschaftlich feiern. Solche Bräuche überleben auch in einer Zeit tiefgreifender gesellschaftlicher Veränderungen mit beachtlicher Zähigkeit: Jackson verweist in seinem Aufsatz über die Widerstandsqualitäten von lokalen Konsumkulturen im Kontext der Globalisierung darauf, dass in der indischen Kultur »*outdoor eating such as family picnics*« trotz vieler anderer Angebote unverändert populär ist (Jackson 2004: 168). Für alle diese Aktivitäten gilt, dass sie mit geringen Kosten verbunden und herkömmlicherweise generationenübergreifend sind.

Dagegen sind Unternehmungen außer Haus, die sich nicht auf die Nachbarschaft beschränken und nicht im Kreis der Familie stattfinden, in den letzten Jahren charakteristisch für die junge Angehörige der Mittelschichte geworden, wie Säävälä am Beispiel der Stadt Hyderabad im Süden Indiens feststellt (Säävälä 2006). Wurden früher vor allem Verwandte in deren eigenen Häusern besucht, verbringen heute Jugendliche daneben auch Zeit mit Freunden, in einer (geschlechtergemischten) Peergroup außerhalb des heimischen und familiären Kontexts (Osella, Osella 1998; Säävälä 2006; Nisbett 2007). Säävälä sieht in diesen neuen Außerhaus-Freizeitaktivitäten »*a staging ground for egalitarian friendship*« (Säävälä 2006: 401). Nisbett spricht

von einem »space for the key practices that are generative of middle-class identity« (Nisbett 2007: 948). Es geht also nicht nur um eine Freizeitaktivität, sondern darum, dass neben der weiterhin starken Familie neue soziale und Freundschafts-Räume entstehen, in denen die Mitglieder einer jüngeren Generation sich selbst und die Art ihrer Beziehungen definieren. Diese soziale Praxis kann ebenfalls mit gemeinsamen Essen kombiniert werden. Ein Museum, das dafür Gelegenheit bietet und Platz zur Verfügung stellt, kann eine Funktion und Bedeutung in diesen Prozessen gewinnen.

Das Mitbringen und der Verzehr der selbst zubereiteten Speisen wie auch das gemeinschaftliche Verbringen von Freizeit im Museum verändern die Wahrnehmung der Institution. Das Museumserlebnis kombiniert für diese Besucher*innen die Erfahrung des Vertrauten mit der Erfahrung des Außergewöhnlichen.

11.2. Die interviewten Gruppen im Museum

In der hier besprochenen Besucher*innenkategorie war es nicht schwer, Gesprächspartner*innen zu finden. Im Unterschied zu anderen Nutzer*innengruppen waren die Interviewpartner*innen nicht in Eile, ungeduldig oder fühlten sich gestört; das Interview wurde vielmehr als zusätzliches »Event« betrachtet. Bei den Picknicker*innen fand das Gespräch meistens während eines gemeinsamen Essens statt: ich wurde als temporäres Mitglied in die Picknickgemeinschaft aufgenommen. Die gesellige und müßige Stimmung trug zur Äußerungsfreude der Interviewpartner*innen bei.

Die meisten Interviews wurden in der unteren Etage des Museums geführt, entweder in der Kantine oder auf den Mauereinrahmungen zwischen Gebäude und Außenbereich. Ein Interview fand draußen auf dem Rasen statt. Die Aussagen von acht Gruppen werden im Folgenden in Gänze zum hier diskutierten Thema herangezogen.⁷ Bei zwei Interviews wurden nur die Aussagen berücksichtigt, die speziell zum Picknick- und »adda«-Komplex gemacht wurden. Diese Besucher*innen waren mit einem anderen Nutzungsinteresse ins Museum gekommen und hatten erst während ihres Besuchs die Qualitäten des Ortes für Picknickzwecke erkannt. Bei den acht Gruppen, mit deren Aussagen in diesem Kapitel vorrangig gearbeitet wird, handelt es sich um vier, die das Museum als Picknick-Möglichkeit nutzen und weitere vier, die an diesem Ort »abhängen« wollen. Die Picknick-Gruppen sind zwar altersmäßig in sich gemischt, aber doch im Durchschnitt älter als jene Besucher*innen, die zum »Abhängen« gekommen sind. Letztere rekrutieren sich meistens aus Studierenden, Schüler*innen oder generell jungen Leuten.

7 Wenn zum Thema »Religion« nichts bemerkt ist, sind die Befragten Hindus.

11.2.1. Picknickgruppen

Die **I-Clean-Gruppe Bhopal**⁸, ein lokaler Ableger der nationalen Regierungsinitiative »Clean India Mission – Swatchh Bharat Abhiyan«, ist mit 17 Mitgliedern ins Museum gekommen. Normalerweise treffen sie sich jeden Sonntag um 7:30 Uhr morgens, um öffentliche Plätze zu säubern, Mauern mit religiösen Darstellungen zu versehen (damit sie nicht verunreinigt werden) und Leute aufzufordern, ihre Stadt sauber zu halten. Jeweils nach Diwali⁹ treffen sich die Mitglieder dieser Gruppe zu einem gemeinsamen Picknick. Es ist das zweite Mal, dass sie dafür das Tribal Museum gewählt haben. Die Gruppe ist altersmäßig gemischt, Studierende sind ebenso darunter wie Senior*innen, etwa der 67 Jahre alte Sprecher der Gruppe, Ajay. Frauen und Männer sich gleich stark vertreten und zum beruflichen Hintergrund der Mitglieder gibt Ajay an: *»Die meisten sind Studierende. Aber wir haben auch Ingenieur*innen, Ärzt*innen, Steuerberater*innen und Bankleute darunter. Unsere Leute kommen aus allen beruflichen Zweigen und Lebensbereichen.«* Alle leben in Bhopal.

Die Gruppe der **Familie T.**, die zum Picknick ins Museum gekommen ist, besteht aus sechs Erwachsenen: zwei Brüdern, einer Schwester, zwei Schwägerinnen und der älteren Mutter. Dazu kommen drei Kinder, die vier Monate, 5 und 6 Jahre alt sind. Ein Bruder arbeitet in der Stadtverwaltung in Bhopal, der andere in der staatlichen Behörde für ländliche Entwicklung. Die Frauen machten keine Angaben zu ihrer beruflichen Situation. Sie wohnen in der Nähe des Museums, ca. zwei Kilometer entfernt. Ein Bruder hatte das Museum schon einmal besucht und es als geeignet für Picknickzwecke befunden.

Ritesh (32)¹⁰ und **Manoj (49)** sind Arbeitskollegen, die gemeinsam in einem lokalen Sender von »Doordarshan«, der indischen staatlichen Fernsehanstalt als technische Angestellte arbeiten. Ritesh hat seinen MSc (Master of Science) in »elektronischen Medien« und Manoj seinen MSc in Mathematik gemacht. Da Doordarshan keine Kantine hat, kommen beide jeden Wochentag in die Museumskantine, um dort ihre Mittagspause zu verbringen. Ihr Essen bringen beide von zu Hause in »tiffin boxes« mit.

8 Interview am 06.11.2016 auf Englisch.

9 Wichtiger indischer Feiertag und Zeitpunkt des Interviews.

10 Interview am 03.11.2016 auf Englisch.

Die muslimische **Familie H.**¹¹, die ins Museum zu einem Picknick gekommen ist, besteht aus fünf Mitgliedern: Nasir (25), seiner Mutter (56) und seinem Vater (59) sowie seiner Tante (48) und seinem Onkel (48). Die Eltern sind aus Bhopal, Tante und Onkel sind zu Besuch aus Lucknow¹² gekommen. Nasir hat einen BTech (Bachelor in Technik) und macht gerade seinen Master. Er ist der Einzige in der Familie, der Englisch spricht. Seine Mutter ist Hausfrau, sein Vater ist Unternehmer, Tante und Onkel haben ebenfalls ein privates Geschäft (Druckerei). Sie sind ins Museum gekommen, um gemeinsam zu picknicken und Fotos zu machen.

11.2.2. Gruppen, die im Museum gemeinsam Freizeit verbringen wollen

Afreen (21)¹³, **Faizal (23)**, **Ankit (24)**, **Dileep (22)**, **Gauind (21)**, **Navjat (22)** und **Sukanya (22)** sind ins Museum gekommen, um gemeinsam Zeit zu verbringen. Die Gruppe besteht aus drei Frauen und vier Männern, nach Religionszugehörigkeit: zwei Muslime, ein Sikh und vier Hindus. Sie kommen aus Bhopal, Jhansi¹⁴ und Rewa¹⁵, sind Studierende verschiedener Colleges der Universität in Bhopal und untereinander befreundet. Sie alle sind zwei bis drei Mal bereits im Museum gewesen und kennen die Ausstellung. Und obwohl sie bei einer ihrer letzten Besuche 600 Rupien Strafe zahlen mussten, weil sie versehentlich eine Elefantenstatue zerstört hatten, hat der Platz als Lieblingstreffpunkt nicht an Attraktion verloren.

Nicky (22), **Sugandha (24)**, **Shivani (23)** und **Gayatri (25)** sind vier junge Frauen, die gemeinsam ins Museum gekommen sind. Nicky, Sugandha und Shivani studieren zusammen in Bhopal Ingenieurwissenschaft. Gayatri lebt in Indore und besucht ihre Freundinnen in Bhopal. Zwei der Frauen sind zum dritten Mal im Tribal Museum, eine zum zweiten Mal und Gayatri hat heute überhaupt zum ersten Mal in ihrem Leben ein Museum betreten. Die Gruppe ist ins Museum gekommen, um gemeinsam abzuhängen und Fotos voneinander zu machen.

Die Freunde **Rahul (16)**¹⁶, **Ajay (16)**, **Aniket (17)**, **Anish (16)** und **Gautam (16)** sind heute zum ersten Mal im Tribal Museum und überhaupt zum ersten Mal in ihrem Leben in

11 Interview am 27.03.2016 auf Englisch.

12 Stadt im Bundesstaat Uttar Pradesh.

13 Interview am 19.11.2015 auf Englisch.

14 Stadt im Bundesstaat Uttar Pradesh.

15 Stadt im Nordosten von MP.

einem Museum. Sie alle sind Söhne von Bauern im Bezirk Sehore¹⁷. Ihre Familien haben sie auf die Schule nach Bhopal geschickt. (Viele Familien auf dem Land tun das, wegen der besseren Bildungsangebote in der Stadt.) Die jungen Männer gehen in die elfte Klasse einer privaten Schule im Stadtteil Gandhinagar. Sie leben gemeinsam in einem Wohnheim. Ihre Erfahrungswelt ist vom Leben auf dem Land geprägt; sie antworten ausführlich auf Fragen, die auf die Verbindung des Museums mit dem Dorf (etwa am Beispiel des in in der unteren Etage ausgestellten Ochsenkarrens) zielen. Ansonsten sind sie sehr zurückhaltend, was Meinungen oder Bewertungen angeht. Sie sind nicht sehr artikuliert oder eloquent. Ihrer Kleidung und ihren Mobiltelefonen nach zu urteilen, gehören sie zu den ökonomisch weniger komfortabel ausgestatteten Interviewpartner*innen und wurden deshalb auch für die Unerhaltung ausgesucht. Ins Museum sind sie an ihrem freien Sonntag gekommen, um abzuhängen.

11.3. Qualitäten des Tribal Museums für »adda« und Picknicken

11.3.1. Vertrautheit und Toleranz

Die in diesem Abschnitt diskutierten Kommentare werden zeigen, dass sowohl Gefühle der Vertrautheit und Heimatlichkeit als auch die Erfahrung von Toleranz und Inklusivität für diese Nutzungsweise bedeutsam sind.

Auf die Frage, warum es so wichtig sei, das Essen ins Museum mitzubringen, gibt Ajay, der Sprecher der I-Clean-Gruppe Bhopal, die schon seit zwei Stunden in Gemeinschaft picknickt, zwei Gründe an. Er beginnt seine Antwort mit: »*Weil, was immer wir in der Kantine kaufen, kostspielig ist.*« Das Kostenthema wird als relevant empfunden, obwohl die Preise in der Kantine (ein Tee kostet 10 Rupien, zwei Samosas 30 Rupien) deutlich günstiger als in Restaurants und durchaus konkurrenzfähig mit den »dabas«, den kleinen offenen Essensständen am Straßenrand, sind, und obwohl alle Mitglieder der Gruppe zu den ökonomisch Bessergestellten gehören. Jeychandran stellt für das Government Museum Chennai fest, dass für jene Museumsbesucher*innen, die das Museum vor allem als Ort nutzten, um sich zu treffen und zu »*socialise without spending much money*« der finanzielle Aspekt in der Tat ein Kriterium für den Besuch oder Nichtbesuch war: Als die Eintrittspreise erhöht wurden, kam es zu einem Besucher*innenrückgang, den Jeychandran (basierend auf den Beobachtungen des Aufsichtspersonals) vor allem dem Ausbleiben dieser Besucher*innenkategorie zuschrieb. Bezeichnenderweise präsentiert sie diese Analyse neben einem Foto von picknickenden Museumsbesucher*innen. (Jeychandran 2015:

16 Interview am 06.11.2016 auf Hindi.

17 Ungefähr 30 Kilometer von Bhopal entfernt.

240). In der Kostenproblematik konkretisiert sich damit die Frage nach der Exklusivität oder Inklusivität des Museums für solche Besucher*innen, die den Ort zur gemeinschaftlichen Entspannung nutzen wollen.

Der zweite Teil von Ajays Antwort bezieht sich auf das Essen selbst: »*Und zu Hause zubereitetes Essen ist immer besser. Alles, was wir hier mitgebracht haben, ist zu Hause gekocht worden. [...] Du bist eingeladen, das alles zu probieren.*« Ajay sagt das mit Stolz; der Hinweis darauf, dass die Speisen selbstgeköcht seien, dient auch als Qualitäts-Versicherung mir gegenüber, denn ich bin eingeladen, an dem Picknick als Gast teilzunehmen. Es wird die Vertrautheit und hygienische Sicherheit der häuslichen Sphäre evoziert, aber auch der Aspekt der Sorgfalt, des Liebevollen, der ein emotionales Moment in die Situation einbringt. Ajay übernimmt die Rolle des Gastgebers gegenüber einer Ausländerin, die er in sein »kulturelles Haus« zu heimischen Gerichten von der allerbesten Qualität einlädt. Das Museum wird von ihm damit als eine Art Erweiterung seines Zuhauses gelesen, in der er sich zur Bewirtung imstande und berechtigt fühlt.

Es sind jedoch nicht nur Kosten- und Qualitätserwägungen, die für den Verzehr von häuslich zubereiteten Gerichten sprechen. Auch religiöse Speisevorschriften können eine Rolle spielen. Anjali¹⁸, die Organisatorin des Tagesausflugs (mit Besuch im Tribal Museum) einer 20-köpfigen Damengruppe von Angehörigen der Jain-Religion¹⁹, ist ins Museum gekommen, um mehr über die eigene, indische Kultur zu lernen.²⁰ Als sie Picknicker*innen wahrnimmt, zeigt sie sich erfreut, dass dieses Museum das Mitbringen von Essen erlaubt. Sie erklärt: »*Wir Jains sind sehr streng mit unserer Religion. Wir essen nichts außerhalb unserer eigenen Plätze wegen der hygienischen Vorschriften. Deshalb nehmen wir immer unsere Tiffins mit.*« Später im Interview erklärt sie die Speisevorschriften genauer und macht deutlich, wie wichtig vor diesem Hintergrund die Gelegenheit zum Picknick wird:

»Es ist großartig, weil wir Jains [we people] ernsthafte Probleme mit dem Essen haben. Es ist unsere Kultur, dass wir kein Essen, das außerhalb, nicht zu Hause, zubereitet ist, haben dürfen. In unserer Kultur sind [...] Lebensmittel, die unter der Erde wachsen, wie z.B. Zwiebeln und Kartoffeln, auch nicht erlaubt. Es wird angenommen, dass diese unterirdisch wachsenden Dinge viele Keime und Krankheitserreger haben.«

Zur Frage, ob sie deshalb oft auf der Suche nach geeigneten Picknick-Orten seien, bemerkt Anjali: »*Unsere Leute haben immer stärker damit Probleme, so wie sich die Sachen*

18 Interview am 06.11.2016 auf Englisch.

19 Der Jainismus ist die sechstgrößte Religionsgemeinschaft in Indien.

20 Es werden nur einige Aussagen in diesem Kapitel benutzt. Ansonsten wird das Interview im Kap. 13 verwendet.

heute von Tag zu Tag entwickeln. Die Leute erlauben uns nicht mehr, unser eigenes Essen mitzubringen. Sie sagen, man muss etwas kaufen, ansonsten dürfen wir hier nicht sitzen. Das ist wirklich ein Problem für uns.« Die Tatsache, dass Anjali zweimal im Interview auf die Picknik-Frage zu sprechen kommt, obwohl ihre eigentliche Motivation zum Museumsbesuch im vertieften Kennenlernen der indischen Kultur liegt, markiert die Wichtigkeit des Themas für sie.

Einen inklusiven öffentlichen Raum zu finden, der sie nicht zu religiös problematischem Konsum zwingt, ist für Anjali und andere Jains die Voraussetzung, um gemeinsam mit den Gemeindemitgliedern außerhalb der Sphäre der eigenen Gemeinschaft in der Öffentlichkeit Zeit verbringen zu können. Die Formulierung »von Tag zu Tag« weist darauf hin, dass sich der für sie und die Ihren zugängliche öffentliche Raum nach ihrer Einschätzung rapide reduziert. Das Tribal Museum wird von ihr als toleranter Raum erlebt, in dem sich die Besucher*innen verschiedener sozialer, religiöser und kultureller Vorprägungen bewegen können. Das Museum ist damit ein »säkularer« Raum im indischen Sinne. Im Unterschied zum französischen Modell des Laizismus bedeutet Säkularismus im indischen Verständnis nicht, dass die Religion aus der öffentlichen Sphäre ferngehalten wird, sondern dass gleichberechtigter religiöser Pluralismus herrscht. Amartya Sen stellt fest: *»The tolerance of religious diversity is implicitly reflected in India's having served as a shared home [...] for Hindus, Buddhists, Jain, Jews, Christians, Muslims, Parsees, Sikhs, Baha'is and others«* (Sen 2005: 16–17). Das Tribal Museum stellt, indem es Raum und Gelegenheit zum Picknick schafft, im Sinne von Sen eine »gemeinsame Heimstatt« für unterschiedliche Gemeinschaften zur Verfügung. Damit ist das Tribal Museum eine Art Miniatur-Modell des indischen Ideals eines vielgestaltigen Pluralismus, mit einer universalen Attraktivität, die laut Anjali über den Religionsaspekt hinaus für den Ort überhaupt charakteristisch ist: *»Es ist ein Platz zum Abhängen [hang out] mit jedem, in jeden Alter, mit Älteren, mit Großeltern, mit Freunden, mit jedem...«*

11.3.2. Picknick Plus

Wurde vorher das Museum als toleranter oder kostengünstiger Ort für das gemeinschaftliche Essen charakterisiert, kommen im Folgenden die Ausstellungen und die Gestaltung des Museums als gute Umgebung für ein Picknick in den Blick.

Auf die Frage nach den von ihnen favorisierten Freizeitaktivitäten antworten die jungen Frauen Nicky (22), Sugandha (24), Shivani (23) und Gayatri (25): *»Wenn wir in dieser Art Freundeskreis zusammen sind, dann gehen wir zu einem Picknick oder wir gehen zum Abhängen mit unseren Freunden. Jederzeit und überall. Am liebsten mögen wir Orte, an denen man essen kann.«* Für sie ist es selbstverständlich, gemeinsam im öffentlichen Raum Zeit zu verbringen. Ob man an einem Ort essen kann, gilt ihnen als entscheidendes Qualitätsmerkmal für einen geeigneten Freizeitort und als Voraussetzung dafür, dass man einen Ort mag oder ihn gar »am liebsten« hat. Essen fun-

giert als Transfermedium für die emotionale Besetzung eines Ortes. Diese Perspektive leitet die jungen Frauen, wie pointiert hervorgehoben wird, »*jederzeit und überall*«. Das heißt, nicht nur Outdoor-, sondern auch die Indoor-Orte werden auf ihre Picknick-Qualität hin bewertet. Picknick wird noch vor dem »*Abhängen*« als beliebteste Freundeskreis-Aktivität genannt. Picknick ist damit nicht nur auf familiäre Gemeinschaftlichkeit beschränkt, sondern auch eine soziale Aktivität unter jungen Leuten, und das Tribal Museum qualifiziert sich als geeigneter Ort dafür.

Familie T., die aus zwei Elternpaaren und drei kleinen Kindern besteht, gibt als Hauptmotivation für ihren Besuch an: »*Wir arbeiten alle. Zur Entspannung brauchen wir Picknick. Dieser Ort hier ist gut zur Entspannung.*« Die Entspannung vom Arbeitsalltag wird in Gemeinschaftsaktivitäten (hier zusammen in einer größeren Familiengruppe) und nicht im Alleinsein gesucht. Entspannung besteht in positiver sozialer Interaktion. Picknick ist für diese Gruppe zunächst eine vom Arbeitsalltag entlastende Freizeitaktivität, die eine regenerierende Funktion hat. Der Ort des Picknicks soll zu der gesuchten Erholung in besonderer Weise geeignet sein und zu ihr beitragen, und das Tribal Museum genügt offenbar diesem Anspruch. Im Laufe des Gesprächs wird deutlich, dass die Qualität, die bei einem Picknick-Platz nachgefragt wird, noch etwas umfassender ist: »*Wir hatten den Plan für ein Picknick. Also suchten wir einen Ort, an dem wir die Dinge genießen können und gleichzeitig ein Picknick haben können. Und das hier ist ein schöner Platz fürs Picknick, genauso wie fürs Genießen.*« Zum Entspannen und Abschalten kommt hinzu, dass man »*Dinge genießen*« will; es geht auch um Betrachtung und Beschäftigung. Die Qualität des Ortes besteht nicht nur in der Entfernung vom Stress, sondern auch in einem positiven Kontemplations- und Anregungs-Angebot als attraktives Ausflugsziel. Der Vater, der die Suche nach einem geeigneten Picknick-Ort für die Familie übernommen hatte, erklärt: »*Ich kannte den Ort. Und ich dachte, dieser Platz eignet sich besser für ein Picknick.*« Warum? »*Weil es da genug Sachen gibt, um sich umzusehen. Und die Atmosphäre ist gut.*« Er fügt hinzu: »*Und es sollten vor allem Dinge sein, die Kinder genießen können. Und ich dachte, dieser Ort passt dafür.*« Auch die muslimische Familie H. bestätigt: »*Wir sind hierher für ein Picknick gekommen. [...] Ein Museum ist ein Ort für beides: für Bildung und Vergnügen.*« Für beide Familien ist wichtig, dass der Ort für sie selbst und für ihre Kinder einen Reichtum von Erfahrungen ermöglicht, der neben dem gemeinschaftlichen Essen in der Großfamilie und der Entspannung für die Erwachsenen auch ästhetische oder bildende Qualität besitzt.

Auch für die I-Clean-Gruppe war die primäre Motivation das Gemeinschaftserlebnis und die Alternative zum Alltag. Ajay, der Sprecher, formuliert es so: »*Wir alle sind beschäftigt mit unserem täglichen Leben. Wir wollten einen Tag weg von alledem. Dieser Platz bietet ein anderes Umfeld.*« Auf die Nachfrage, was das »*Umfeld*« hier von anderen unterscheidet, antwortet Ajay: »*Weil sie das Bild des dörflichen Indiens zeigen und es ist wunderschön drinnen. Bhopal selbst ist eine wunderschöne Stadt. Also, als wir zu entscheiden hatten, welchen Platz wir in dieser schönen Stadt wählen sollten, haben wir uns*

deshalb für diesen entschieden.« Bhopal wird auch die »Stadt der Seen« genannt, wegen ihrer vielen natürlichen, aber auch künstlich angelegten Wasserflächen. Es gehört zu den grünsten Städten Indiens und hat damit viele Picknick-Möglichkeiten. Das Museum aber besitzt neben dieser landschaftlichen Attraktivität eine zugleich informierende und anregende Qualität, wie ein studentisches Mitglied der Gruppe deutlich macht: *»Die Leute sind so vertieft in ihre täglichen Aktivitäten, dass sie dieses vergessen. So ist diese Kunst hier belebend.«* Bemerkungen des Inhalts, wie wunderschön diese Stadt sei, würden man eigentlich von Touristen erwarten. Für eine Gruppe, die das Säubern der Stadt, die Beseitigung des Mülls und damit ihre Verschönerung, als Gründungszweck hat, liegt ein solches Bekenntnis als Ausdruck besonderer Verbundenheit und eines starken Heimatstolzes jedoch ebenfalls nahe. Das Museum ist ein Inbegriff dieser Schönheit und wird zum Kristallisationspunkt des Lokalpatriotismus. Ajays Kommentar drückt auch die fruchtbare Spannung aus, die zwischen dem Vertrautem (vertreten durch das zu Hause gekochte Essen) und dem Besonderen (repräsentiert im Tapetenwechsel, den das Museum mit seinem »anderen Umfeld«, seiner »belebenden Kunst«, und »wunderschönen« Umgebung bietet) besteht.

11.3.3. Entspannte Ordnung

Das Kapitel 10 (»Museum als Dating-Ort«) hatte das Motiv der erzieherischen Wirkung des Museums auf die Besucher*innen eingeführt und sich dabei vorrangig auf den protektiven Effekt für die datenden Paare konzentriert, die sich in einer moralisch und gesellschaftlich prekären Situation befinden. Der folgende Abschnitt greift das Motiv auf und zeigt, dass »entspannte Ordnung« auch für sozial weniger exponierte Besucher*innen ein wichtiger Aspekt des Wohlfühlens im Museum sein kann. Zur Sprache kommen Fragen danach, wieviel Regelwerk und wieviel Repression bzw. wieviel Freiheit das Museum seinen Besucher*innen zumuten oder bieten soll. Aus Besucher*innensicht werden zwei Positionen formuliert: Es gibt solche, die eine »entspannte«, weniger bevormundende Institution bevorzugen, es gibt aber auch andere, die »Ordnung« auch durch stärker kontrollierende Maßnahmen (z. B. durch soziale Vorauswahl der Mitbesucher*innen) geschaffen sehen wollen.

Die beiden Arbeitskollegen Ritesh (32) und Manoj (49) kommen jeden Tag mit ihren Lunchboxes ins Museum. Wie die Picknicker*innen bringen beide ihr Essen von zu Hause mit und kaufen nur Tee oder Kaffee in der Museumscafeteria. Auf die Frage, was das Museum im Vergleich zu einem Restaurant auszeichne, antworten sie: *»Wir kommen sowieso lieber hierher, weil es hier friedlich ist. Geld spielt hierbei keine Rolle.«* Manoj führt weiter aus: *»Es ist nicht überfüllt. Und selbst wenn hier Leute sind, fühlt es sich nicht so an, als seien zu viele Leute hier. So können wir friedlich zu Mittag essen. Die anderen Leute stören uns dabei nicht.«* Die friedliche Atmosphäre besteht für beide darin, dass keine Enge und Unruhe herrschen. Jeder, der in Indien auch nur gelegentlich einen Markt oder einen anderen öffentlichen Ort besucht hat, kennt die hektische und

teilweise chaotische Atmosphäre. Für Ritesh und Manoj ist in diesem Zusammenhang die Auswahl der Besucher*innen wichtig, das heißt: die Frage, welche Leute ins Museum kommen, aber mehr noch: welche Leute nicht kommen. Manoj: »*Sie haben es [das Museum] auf einer Anhöhe gebaut. Keine asozialen [anti-social] Elemente kommen hierher. Alles ist geregelt hier.*« Auf die Nachfrage, was »asozialen Elemente« sind, führt er aus: »*Leute, die Tabak kauen und ihn überall hinspucken, die kommen nicht hierher.*«²¹ Die Verbindung zwischen der geografischen Lage des Museums etwas außerhalb des Stadtzentrums, auf den Shymala Hills²², und der Tatsache, dass keine »asozialen« Besucher*innen kommen, klingt zunächst etwas überraschend. Aber tatsächlich können Leute, die mitten in der Stadt arbeiten und wenig Geld verdienen, sich also weder ein eigenes Fahrzeug leisten noch eine Autoricksha²³ bezahlen können, unter der Woche während der Mittagspause nicht ins Museum kommen. Der Ausschluss einer bestimmten sozialen Gruppe wird von Ritesh und Manoj also als eine begrüßenswerte soziale Vorauswahl gesehen. Die Feststellung: »*alles ist geregelt hier*«, betont die Sehnsucht nach Ordnung, wobei Ordnung ein Regelwerk bedeutet, das vor der ungefilterten Berührungserfahrung mit einem »asozialen« Personenkreis schützt und damit den Stress von Durchsetzung, Abwehr und Abgrenzung erspart.

Die Gruppe Afreen, Faizal, Ankit, Dileep, Gauind, Navjat und Sukanya, die alle in ihren Zwanzigern sind, antwortet auf die Frage, was für sie eine angenehme Atmosphäre ausmacht: »*Es sollte sauber sein. [...] Der Ort sollte nicht so erstickend sein. Er sollte sehr groß sein, sodass Leute herumschlendern können.*« Beklemmende Enge in Menschenmengen empfindet man in Indien besonders in öffentlichen Verkehrsmitteln, aber auch auf belebten Straßen und Plätzen. Ebenso sind Müll und andere Verschmutzungsphänomene im öffentlichen Raum leider allgegenwärtig. Dagegen sticht Sauberkeit als Kennzeichen einer korrekt und sorgfältig geführten Institution heraus, die auch ihren Nutzer*innen ein entsprechendes Verhalten abverlangt. Ist ihr Gebaren allerdings wiederum kleinlich und autoritär, macht sie den Besucher*innen gängelnde Vorschriften, dann kann sie als »*erstickend*« empfunden werden. Schon die Größe des Ortes wirkt nach dem Eindruck dieser Gruppe einer solchen Gefahr entgegen, indem sie garantiert, dass die Überwachung nicht zu engmaschig wirkt und es Freiräume gibt.

So ist das Museum zwar ein geordneter Raum, aber keiner, in dem die Ordnung durch scharfe Kontrolle oder die Androhung von Sanktionen aufrechterhalten würde. Es fehlen die Stressfaktoren von Chaos und Disziplinierung gleichermaßen. Gleichzeitig signalisiert die kontinuierliche Pflege und Instandhaltung der

21 Das Tabakkauen (und Tabakausspucken) ist eine vor allem männliche Angewohnheit besonders in den sozial unteren Schichten.

22 Wie bereits erwähnt, eine Gegend, die nur spärlich bebaut ist – und wenn, dann nur mit Häusern sehr wohlhabender und politisch einflussreicher Bürger*innen.

23 Das Museum verfügt über keinen Anschluss an eine öffentliche Buslinie.

Räume und Installationen, die in indischen Museen nicht selbstverständlich ist und immer wieder lobend von den Besucher*innen (auch im Gästebucheinträgen) erwähnt wird, die souveräne und effiziente Präsenz der Museumsautorität. Zur relativen Zwanglosigkeit dieser Ordnung trägt bei, dass alle Galerie-Aufsichten aus den Adivasi-Gemeinschaften rekrutiert wurden, deren Kultur im Museum zu sehen ist. Damit findet sich der/die Besucher*in gleichsam in einer Gastrolle, womit bestimmte Benimm- und Verhaltensregeln automatisch impliziert sind: man erweist dem/der (in diesem Fall metaphorischen) Gastgeber*in Respekt und benimmt sich höflich und gesittet. Der freiwillige, informelle Charakter dieser Selbstdisziplinierung wird dadurch akzentuiert, dass Adivasi im indischen Staat normalerweise keine Amtsträger*innen und Autoritätsfiguren sind; jedenfalls entsprechen sie nicht dem typischen Bild eines Offiziellen. Es fehlt ihnen damit die repressive, einschüchternde Ausstrahlung, die von einem Mann in Uniform leicht ausgeht.

Diese entspannte Ordnung findet auch eine andere Gruppe attraktiv. Die Freunde Rahul (16), Ajay (16), Aniket (17), Anish (16) und Gautam (16) sind von ihrem drei Kilometer entfernten Wohnheim zum Museum gelaufen. Keiner der fünf Freunde ist bisher jemals in einem Museum gewesen. Sie haben nur sonntags²⁴ frei und wollen an diesem Tag gemeinsam Zeit verbringen. Das Museum ist ihrer Meinung nach »ein schöner Ort, um mit Freunden abzuhängen.« Auf die Frage, warum das so ist, antwortet Rahul: »Da gibt es weniger Regeln als an anderen Orten. An den meisten anderen Orten musst du den Regeln folgen. Und weißt du, wir mögen es nicht, wenn man so vielen Regeln folgen muss.« Diese Aussage macht einerseits auf die Vorschriftendichte für junge Leute an anderen Orten aufmerksam, zugleich jedoch auch darauf, dass die Gruppe in einem Alter ist, in dem solche Vorgaben generell nicht sonderlich geschätzt werden. Dass auf diese Qualität des Museums gleich am Anfang hingewiesen wird, zeigt die Wichtigkeit des angesprochenen Punktes in den Augen der Gruppe. Im Tribal Museum herrscht keine aufdringliche Atmosphäre von Bevormundung. Es sind wenig Verbotsschilder aufgestellt, die eine misstrauische Atmosphäre von Autorität und Verhaltenssteuerung schaffen. Eine visuelle Selbstkennzeichnung des Museums als einer Institution, die vermutet, das Verhalten ihrer Besucher*innen müsse durch Kommandos gelenkt werden, ist im Tribal Museum nicht gegeben.

Das beginnt schon am Eingang. Die beiden Brüder Akash (25) und Arpit (23)²⁵ haben vorher die Festung in Raison (ebenfalls im Bundesstaat Madhya Pradesh) besucht, und Akash bemerkt über die dortige Bewachungs- und Kontrollsituation: »Ich habe auch bemerkt, dass die Tore mit bewaffneten Wächtern, die eine AK47²⁶ und andere Ge-

24 Die Schulpflicht in Indien geht von Montag bis Samstag.

25 Es werden nur einige Aussagen in diesem Kapitel benutzt. Ansonsten wird das Interview im Kap. 12 verwendet. Interview am 05.11.2016 auf Englisch.

26 Automatisches Gewehr.

räte haben, gesichert sind. Das Sicherheitspersonal hat Lathis²⁷ und Stöcke.« Dagegen stellt er den Eindruck, den das Tribal Museum macht: »Ich habe hier aber gesehen, dass in diesem Museum das Sicherheitspersonal einfach Kurtas und Pyjamas trägt.«²⁸ In vielen größeren öffentlichen Museen in Indien muss das Publikum erst eine professionelle Sicherheitsschleuse passieren. Schusswaffen und Schlagstöcke repräsentieren dabei die staatliche oder staatlich autorisierte Gewalt. Im Tribal Museum sind, wie Akash und Arpit richtig beobachtet haben, diese Kontrollsysteme und Machtattribute nicht vorhanden. Erscheinungsbild und Agieren des Sicherheitspersonals sind zivil. Damit wird eine autoritäre Atmosphäre vermieden. Das ist besonders für Besucher*innen aus den unteren sozialen Schichten wichtig, deren Erfahrungen mit der Polizei und überhaupt mit staatlicher Macht oft solche von Diskriminierung und Schikane sind.

Zugang zu solchen mit eher lockerer Hand gemanagten Orten scheint es für Jugendliche wie Rahul, Ajay, Aniket, Anish und Gautam, die aus der unteren Mittelschicht stammen, selten zu geben. Das zeigt die Ausführlichkeit, mit der sie zu diesem Thema Auskunft geben, denn sonst sind sie recht wortkarg, wenn es um Einschätzungen und Meinungen geht. Auf die Frage, woran er beim Hinweis auf störende »Regeln« denke, fällt Rahul im bisher auf Hindi geführten Interview ins Englische; das scheint für ihn die Sprache der Autoritäten zu sein: »Fass das nicht an, fass dies nicht an! Mach keinen Lärm! Gehe nicht dahin oder dorthin! Verschmutze den Ort nicht!« Aniket ergänzt Rahuls Aussagen: »Hier gibt es Regeln, aber viel weniger als sonst. Wir haben Freiheit hier.«

Das »sonst« bezieht sich auf einen Alltag, der geprägt ist von Kontrolle und Fremdbestimmung in Schule, Familie und Internat. Durch Alter, berufliche Position, soziale Herkunft oder ökonomische Potenz wird permanent ein Autoritätsgefälle hergestellt. Diese Gruppe muss dank ihrer Jugend und ihres bescheidenen Platzes auf der gesellschaftlichen Stufenleiter (als Bauernkinder vom Land ohne erkennbare Statussymbole) sich ständig Verhaltensvorschriften unterordnen. Ein Ort, an dem diese Mechanismen suspendiert sind, wird dadurch hochgradig attraktiv. Ordnung wird dabei nicht etwa kategorisch abgelehnt. Die Gruppe besteht keineswegs aus Rowdys, die anarchische Situationen suchen, um etwas kaputt oder schmutzig zu machen. Im Gegenteil: an einer früheren Stelle im Interview erwähnen sie die verglichen mit anderen Orten große Sauberkeit als besonderen Pluspunkt des Museums.

Die Äußerungen der Besucher*innen dieses Abschnittes dokumentieren zunächst zwei einander scheinbar ausschließende Interessen: das Bedürfnis nach

27 Das sind lange Stöcke, die typischerweise die indische Polizei trägt (und einsetzt), um Menschenmengen zur kontrollieren.

28 Das Sicherheitspersonal sowohl am Eingang als auch am Tor ist unbewaffnet und trägt auch keine Sicherheitswesten; es ist traditionell gekleidet.

Ordnung und das Bedürfnis nach Freiheit. Die scheinbar paradoxe Tatsache, dass das Museum sowohl Vertreter*innen der einen wie der anderen Präferenz anzieht, weist darauf hin, dass es dieser Institution offenbar gelingt, eine Balance zwischen diesen beiden gegenstrebigenden Tendenzen herzustellen. Das hat mit der maßvollen visuellen Präsenz von Verbotsschildern, Kontrollsystemen und Machtattributen der Aufsicht zu tun, die jedoch einhergeht mit der sorgfältigen Pflege und Instandhaltung der Räume und Installationen, dem respektvollen und achtsamen Umgang mit den ausgestellten Inhalten von Seiten der Museumsautorität. Der Verzicht auf misstrauische Feinsteuerung, diese Erfahrung machen »ordnungsliebende« wie »freiheitsliebende« Besucher*innen gleichermaßen, muss nicht Verwahrlosung und Anarchie bedeuten, und so werden die Bedürfnisse beider Gruppen ausgeglichen und miteinander versöhnt.

11.3.4. Natur- und Kulturerlebnis

Fast alle Interviewten, die das Museum als »adda« nutzen, ungeachtet von Alter, sozialem Status oder Konstitution der Gruppe (Freund*innen, Familie, Religionsgemeinschaft), heben das natürliche, grüne und friedliche Ambiente des Museums hervor. Wie wichtig Natur und Grünanlagen generell für Museumsbesucher*innen sind, stellt Jeychandran am Beispiel des Government Museum Chennai fest. Dort wurden Grünflächen in »a manicured garden« verwandelt, den die Besucher*innen nicht mehr betreten durften. Nach Jeychandrans Einschätzung war dies ein wesentlicher Grund für den Rückgang der Besucher*innenzahlen und bedeutete einen Wettbewerbsnachteil gegenüber konkurrierenden Freizeittorten wie Themenparks und Shopping Malls. (Jeychandran 2015: 240)

Für Nicky (22), Sugandha (24), Shivani (23) und Gayatri (25) gehört Natur sogar zur Definition eines Museums. Sie antworten auf die Frage, was ein Museum sei: »Ein Ort, der anziehend ist und unsere Augen beruhigt. [...] Ein Museum ist ein Ort, der sehr friedlich und ruhig ist und Natur hat. Das ist, warum wir ins Museum kommen. Es ist friedlich und beruhigend.« Die beiden Brüder Akash (25) und Arpit (23) beschreiben in diesem Sinne detailreich, was sie unter einer »guten Atmosphäre« verstehen:

»Eine gute Atmosphäre ist, wenn man viel Grün überall herum hat, es keine Störung durch Lärm [noise pollution] gibt, Leute herumschlendern, es Tiere gibt, wie wir sie hier gefunden haben. Gänse im Teich schwimmen. Es ist hier ein sehr guter Platz für Spaß und Unterhaltung und dafür, um zur Ruhe zu kommen.«

Interessant ist, dass solche Bemerkungen von jungen Leuten gemacht werden, von denen man noch größere Sympathie für die Stimulation des Stadtlebens erwarten könnte.

Doch die Vorstellung vom Museum als Gegenbild zu und Erholungsort von den Belastungen der Urbanität ist über alle Altersgruppen hinweg verbreitet. Die mus-

limische Familie H., die zum Picknick gekommen ist, stellt fest: »Die Atmosphäre ist fantastisch. Es gibt hier keine gesundheitsschädlichen Dinge. Wir bekommen hier frische Luft.« Ähnlich die Familie T., die hier ebenfalls picknickt: »Die Atmosphäre ist gut. Hier ist keine Luftverschmutzung. Das ist eine gute Sache.« Abgase und Feinstaub verunreinigen die Luft in indischen Städten erheblich; viele Eltern werden sich zunehmend bewusst, wie bedenklich das insbesondere für kleinere Kinder ist. Einen Ort zu haben, an dem man wenigstens für einige Stunden dem Smog der Innenstadt entrinnt, wird damit zu einer wertvollen Attraktion.

Die I-Clean-Gruppe gibt dem Naturerlebnis im Museum eine stärker ästhetische Färbung: »Das Grün hierherum ist magisch und wunderschön.« Im Akzent auf Schönheit und Magie mag eine Verbindung zur Ausstellung selbst angedeutet sein. Die Objekte der Galerie-Ebene werden oft zusammen mit Bäumen, kleinen Wassertümpeln und Strauchwerk in einer Art vom künstlichen Dschungel präsentiert, der das Lebensumfeld der Adivasi repräsentieren soll. Auch die Wandreliefs der unteren Etage stellen Szenen aus dem Dschungel oder mythische Bäume dar. Der Wald ums Museum scheint für diese Gruppe eine Fortsetzung der Ausstellung mit natürlichen Mitteln zu sein, ein erweiterter Ausstellungsraum. Er stellt keinen Kontrast zum Museum als Kulturraum dar, sondern Draußen und Drinnen wirken zu einem Gesamtkunstwerk zusammen. Wie die Ausstellung die Welt der Adivasi in der Einheit von Natur und Kultur zu erfassen sucht, so kombinieren sich für die Besucher*innen Natur- und Kulturerlebnis.

11.4. Schlussbemerkung

Die Anziehungskraft des Museums auf diese Gruppe von Besucher*innen liegt in der Spannung zwischen Vertrautem und Besonderem, zwischen alltäglicher Praxis und ihrer Aufwertung durch den kulturellen Kontext. Gerade darin erinnert das Museum an Tempel, Gurdwara und Moschee, die Teil des selbstverständlichen Lebens sind, sich aber gleichzeitig durch ihre Sakralität davon absetzen. Durch das gemeinsame Essen von selbst zubereiteten Speisen wird einerseits der Aufenthalt im Museum in die Sphäre des Vertrauten, ja Familiären integriert. Andererseits heben das Besondere des Ortes sowie die damit verbundenen Erlebnisse und Eindrücke den Aufenthalt aus dem Alltag heraus.

Das Streben nach Regeneration, in dem das Museum als eine Art Therapie-Ort für den Stress und die Schäden einer chaotisch urbanisierten Gegenwart erscheint, ist bei dieser Nutzungsgruppe besonders stark ausgeprägt. »Friedlich«, »ruhig« und »entspannend« sind die Attribute, die dem Museum zugeschrieben werden, »überfüllt«, »drängend« und »lärmend« stehen dagegen für die Stadt. Das Museum wird zu einem idealen Gegenentwurf, zu einem temporären Fluchtpunkt. Diesem Bedürfnis kommt die grüne Anlage entgegen sowie die luftigen, nach draußen geöffneten

ten Räume der unteren Etage, in der Kultur- und Naturnutzung kombiniert werden können.

Trotz dieser Friedlichkeit ist das Museum kein steriler, homogenisierter, sondern ein pluralistischer Ort. Pluralistisch zunächst im Sinne von generationeller und religiöser Mischung der Besucher*innen. Da im Museum der Konsumdruck fehlt, der an den neuerdings kommerziell erschlossenen anderen semi-öffentlichen Orten der Stadt herrscht, wie z.B. Malls oder Themenparks, besteht unter den Besucher*innen zudem eine sozio-ökonomische Diversität.

Das Museum als »adda«-Ort ist gemeinschaftsbezogen, die Nutzungsform knüpft sowohl beim gemeinsamen Essen wie beim Miteinander-Reden an kollektives soziales Tun im Lebensalltag an. Das Museum zeigt sich in dieser Form sowohl gemeinschaftsabbildend (indem es zum Schauplatz etablierter kollektiver Praxis wird) als auch gemeinschaftsbildend (indem es, wie für die nicht-familiären Gruppen junger Leute, Gelegenheit zu neuer sozialer Assoziation schafft). Nicht die Rezeption, die genussvolle oder auf Bildungsgewinn gerichtete Aufnahme der Ausstellungsinhalte steht bei dieser Nutzungsweise im Vordergrund, vielmehr sind es Kommunikation und Interaktion.

